Sammlung
der
Lieblingsdichter
Deutschlands.

Fünfzehntes Bändchen:
Gellerts Fabeln. Zweites Bändchen.

Köln,
bei Heinr. Rommerskirchen.
1801.

Fabeln

und

Erzählungen

von

Christian Fürchtegott Gellert.

Zweites Bändchen.

Köln,
bei Heinr. Rommerskirchen.
1801.

Fabeln
und
Erzählungen

von

Christian Fürchtegott Gellert.

Nebst Nachricht und Exempeln von alten deutschen Fabeln; und zwoen kleinen ästhetischen Abhandlungen von Joh. Ge. Sulzer: Ueber den Character der äsopischen Fabel und der poetischen Erzählung.

Zweites Bändchen.

Köln,
bei Heinr. Rommerskirchen.
1801.

Gellerts

Fabeln und Erzählungen.

Zweites Bändchen,

welches die Fortsetzung des zweiten Buchs
und das dritte ganz enthält.

Fortsetzung des zweiten Buchs.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen,
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen,
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe

Zweimal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt' ihn,
laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschla-
gen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich
zerschlagen seyn,
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da sieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde
mirs zerschlagen?

Dies, Mensch, kann Zeno's Weisheit
thun!
Besiege die Natur durch diese starken
Gründe.
Und willst du stets zufrieden seyn:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegen-
theil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung seyn?

Das weiß ich selber nicht; indessen klingts
doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich gute Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große
wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden
hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann
Durch meinen Namen sich zugleich in
Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht
unmöglich an,
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd
gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen
zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.

Allein sie war noch jung; was macht man
ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sahs und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider! sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem
Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ
sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster
Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie
die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen,
sann.

Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kommt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie? sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es wird nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein;

Und doch war sie nach zwey und fünfzig
Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn!)
Bereits das drittemal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl:
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht Ein Herz und
Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr diesen
Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an
zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt' es selbst
gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren
kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben
Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor
dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich
Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh El-
miren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen.“

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht
genug erfreun:
Das muß ein rechter Ehmann seyn!

Die Maurer fördern sich, und binnen
vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;

Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn?
Denn leider pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbau ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,

Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib
begraben;
Allein man merk es wohl! man ist in
Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen
Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzu=
decken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt
fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so
tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer
Hecke hin:
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins
Kinn,
Auf einmal fängt sie an, die Augen
aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?

Hier, däucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweitemal ihr junges Leben
ein.
Der Mann giebt ihr von neuem das
Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz em-
pfände;
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur:
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,

Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Chan den
Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein
befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug' es selbst, und säug' es mir zur
Lust,
Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu
nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tartarfürst erschrack,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu
verlieren,
Den Europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims
Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einger Zeit sich wieder
vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet
hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein
einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,

Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden:
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er Vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müßen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück geniessen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Freunde List

Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun;
Ist, Menschen! dies kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett' ich wohl, daß mancher heimlich spricht,
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie Viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern
Beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu
küssen,
Sprach Eines, was das Andre sprach,
Dem Andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, wie oft
sah er zurücke!
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer
flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris,
werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Be=
sitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner
Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn'
entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen
Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Errähtst du
dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend
wartet, spricht:

So bist du auch nicht werth den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren,
Und für die Andern schreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,

Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat,
Fieng ihre Freundinn an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? Wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Rand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn,
Dann bind ich dir drei Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;

Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem
Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab
gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn,
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm
anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich
für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick
sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann ent-
rissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer
Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,

Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundin, komm von der betrüb-
ten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern
darf.
Dies sagte sie und gieng, als eben eine
Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an, und schrie
mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten
nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundin wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppel-
ten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Weh-
muth vom Gesichte,

Und niemand fragte, was geschehn,
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

— — —

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um Andre sich
zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten
Unglück sehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr
Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück
selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer
Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,

Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gott Lob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann:
Allein der Berg ist steil. O! wär' er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O! dacht' er, weil ich doch sehr langsam steigen muß:
So will ich meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortreflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg, und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! Ach! es war noch weit.
Er ruht, und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;

Hier traf er Schwierigkeit, und dort
Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh
dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal
zurück:
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten
Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte sich im
Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien
sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die an-
dern Male,
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam
nie in die Stadt.

— — —

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend ei-
nen Schritt,

Und

Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich
Glück.

Erast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter
keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem
Guts erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt, Erasten zu
erfreun,
Und setzte diesen Freund, ders würdig
war, zum Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fieng einen Streit um dies Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch diesmal nicht.

Erast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann; verlieren.
Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen:
Zwei tausend Thaler sollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.

Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte:
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht doch den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder:
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

— — —

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß!

Ein Thor findt allemal noch einen grö-
ßern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn
man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Mis-
sethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu
tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beim König
Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,

Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf
ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch! Was für
ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine
Wade!
„Die Straf' ist in der That zu groß.
„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frei; ich will ihn nehmen."

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum
Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich
dir das Leben.

Johann erschrack, und sah die Jung-
fer an.
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.

Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich sehs euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,

Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkränzen,
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen:
Allein = . Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen;
So muß er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag' ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.

Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt' er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dies noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fieng sie an zu schrein,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht frein?“
Daß weiß ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrüb-
ten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator
schlief,
Geriethen beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust = = = Was? Lust hinein
zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch' es nicht, und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl
erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern
schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du drauf zum Vater naß
hinein:

So hast dus da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

— — —

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Ton, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süße;

Doch ihnen eckelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andere sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,

Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet:
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt
Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche
„Gaben, wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie
hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und
Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern
widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kommt ein Befehl. Ich kann
es kaum erwarten,

Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doktor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten,
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid:
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.

Sagts,

Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt
sind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr
Amtmann, ja!

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu
schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem
feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann
vortreflich singen!
Und malet so geschickt, als es die Kunst
begehrt!

Und in der Wirthschaft selbst giebt sie
gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bei aller Kunst und allen ihren
Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene
kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sies sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei vom Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste
haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dies ge-
schehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu
seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte, strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt:
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällts mir ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen!
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett' ich doch, daß euch die rechte
List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

— — —

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem Einen ein
Gebot *)
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel
holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich
lassen wollte.

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange
handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr
sollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben sollt?
Ich will es billig mit euch machen;
Drei Gulden. Bin ich todt: so schnei-
det, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich
kriegen könnt:
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,

Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein
großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf
es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde;
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf, sich mit dem Grab-
scheit ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenns der Geist recht ehrlich mit
mir meint:

So kann er mir den Schatz ja auf der
Stube geben.

Der Frau verschlug das nichts. Sie
eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, bei Leibe
sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen:
Sie schweigt und gräbt getrost. = = = Ha,
ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter
Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen
Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem
Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus
der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn. = = Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu
sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Männer
schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren
Spiegeln stehn!
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dies wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich
erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.

„ Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
„ Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön!
„ Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
„ Verräth ein gar zu eitles Wesen.“
Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunst sich elend sah.
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Bloß weil sie mehr, als Andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,

Zu groß zu Pralerei und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern
sind?

O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten,
Ihn, der von Einem Buch beschämt zum
Andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trost-
grund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen
hörte.
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein
Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Ra-
ben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit
beizustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird
dirs künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fehlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um seine Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe
schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten;
Alcest erschrickt. „Gott! was soll das
bedeuten?“
Er tritt herein; und seht, man bahrt
den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nach-
zustreben,
Dies sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß: so fiel mir jähling
ein!
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels
Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste
Herz zu sehen?

Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dies gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich im heilgen Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristei
Einmal, und noch einmal, vorbei,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward Einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich gieng drauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,

Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn.
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn.
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände,
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz, wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,

Mein

Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh ich noch den dritten Kuß erhielt:
So fühlt ich schon die seelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,

Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bei dem Wort, Willkommen! herz-
lich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber
Mann?“
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. = =

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts
als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er ge-
schrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd ihr, auch ein gelehrter
Mann?“
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den
Ruhm verdiene.
Ich habe nichts, als mich studirt,

Nichts, als mein Herz, das mich so oft
verführt,
Deß Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und Andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft
gemacht:
So hab' ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst
zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum Einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab' ich mich schon halb lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches
Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten
ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied. Sie giengen
stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen
Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne.
In einer sanften Melodei.

Sie fühlten die Gewalt der Lieder,
Damöt steht still und Phyllis setzt sich
nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da, Schwätzer,
lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klu-
gen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

Gellerts

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dies laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen—ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;

Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dies macht bei aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen
Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen
Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor
aus,
Was würden wir für große Männer
haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern
Mandate liest,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann sei-
nen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,

Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören.
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe sein?
„Ich fordre dreißig Thaler." Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.

Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert
Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu
erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfånds zu meiner
Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, ver-
schwenden.

— — —

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen
Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne
haben,

Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden
giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an,
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen
lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
Was? ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich, bei meinem hohen Stand,
Dank seys der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,

Und that, als wollte michs verdrießen;
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen.
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird sich offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
Sobald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,

Mit Ungestümm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den
Haaren:
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer
stechen:
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hans Nord, mit Kopf und
Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht
Groschen seyn.

Nun

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„ In einen Krug? Was? ras't der Mann?
„ Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„ Mit einem Wort, es geht nicht an;
„ Der dümmste Kopf muß das verstehen:
„ Allein acht Groschen wag ich dran
„ Komm, Bruder, komm, den Narren
muß ich sehen!“
Kurz, einer riß den Andern fort,
Dem Pöbel folgten schon Carossen um
die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß
Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich seyn:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den
Hals hinein? = =
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune
schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, vor Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

— — —

Du lachst, doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,

Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinc-
tur curiren;
Durch einen Schluß dich gut und glück-
lich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir
das Studiren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu
conversiren,
Er lehrt dich ohne Müh sinnreich poeti-
siren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunder-
bare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? Daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie? sprach der Alte ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?

Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen:
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu
entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und
stolz zu seyn.

Alcest.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beizustehn;
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jüng=
lings=Jahren,
Wagts, seine Freiheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich zu Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit
zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So soll er nie die Freiheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht,
Laßt mich an seiner Stadt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.

Ich, sprach er, habe dich durch meine
Streng' entehrt.
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?
Der Jüngling weint.

Hör' an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb' ich un-
gemein,
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein
Eydam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem Jüng-
ling dar;
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber giengen sie, der Jüngling und
die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu
befrein.

Erst tritt der Sohn und nun tritt sie
herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie = = doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben
seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte
zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung
aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht' er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,

Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. = =
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhoft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist daß nicht Cicero? rief einer unter ihnen.
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt' ich daher kommen!

Ich komm' aus der Provinz = = Vielleicht
aus Afrika?
Versetzt ein Andrer hier gleich wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder."
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt euch auf mein Wort.
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

— — —

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst:
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl' ich einen,
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb' Ampant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht;
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich
werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück.

Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis', und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Aeltern an.

Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch = = Schweig! fiel Amyant ihm ein,
Geschäfte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg' hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,

Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben;
Ich hab' euch ja kein Leids gethan,
Ich wollt' euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab' ich nichts bei mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben:
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen;
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch - - welch ein Glück!
Und diese bring' ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe
nichts verloren.
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich
seyd.

— — —

So fühlt oft selbst ein Schelm den
Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem
Freund Dorant.
„Ach liebster Freund, ist dirs denn nicht
bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr
rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am lieb-
sten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.

„Unglücklicher! was willst du machen?
„Läß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich 'gehn,
„Den Garten und den Hof verschließen.“

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn!

— — —

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie frein,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?

Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne
Stangen;
Allein, der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum
aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr
ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu
schicken?

— — —

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.

Klag

Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstger
Augenblick;
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu
bedienen:
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch schlimmer war, meist von
sich selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht an Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch ein-
mal erzählte.

Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett, er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt' ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,

Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.

Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen;
„Nehmt Euren Sohn zurück, ich ziehe
nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen,
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, Ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf
den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt
zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal
treu.

Sie waren beide jung, und bei dem
Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher
Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch
ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegen-
stand.
Als Sklavinn lebte sie bei Einem Herrn
mit ihnen;
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu
verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins beschei-
den an.

Ich lieb Euch, sprach sie oft, und Einer
sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu
betrüben;
Vergleicht Euch und alsdann will ich nur
Einen lieben,
Ein trauriger Vergleich, für beide stets
zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu
sehr,

Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte;
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindseliger Triebe,
Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;

Mit Thränen, wie sie da zween Brüder
treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn, und keine Ret-
tung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unent-
schiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher
Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grü-
nen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich
zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichen
Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Gelieb-
ten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schrecken-
volle Scene.
Er kam: Hier lagen sie, umarmten ihre
Schöne.
Beweinten ihren Tod, sahn sie noch ein-
mal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr
gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben,

Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben?
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht,
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht.“
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dies sind Sie, sprach der Greis, ich hab es unverzagt
In mehr als Einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?

Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, be-
lehre?
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen
König scheun:
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele Tausend seyn.
„Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer
Lehre!“

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verfüh-
ren.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz
erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt
gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Eh-
mann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schön-
sten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann
allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbei.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts
Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt
Thränen schießen,

Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt
Thränen schießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und
von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. = = =
Verschämte Muse, sags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!

Und sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit den größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden,
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht
befrein?
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner
Pflichten = =
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.

„Willst du die Schande mir verzeihn:
„Nun so gebeut!“ = = Sie zittert, mehr
zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten, er-
dulden?
„Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
„Befreist du mich durch deine Schmach:
„So sind es zwar nicht deiner Tugend
Schulden;
„Und doch = = O Gott! was soll ich nun
erdulden?“

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst, und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannst du deinen lieben Mann,

Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker
holen;
Doch, daß er mir nicht künftig schaden
kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit ver-
letzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ih-
ren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst,
regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu er-
reichen,
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der
Tugend rührt:

So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn er-
weichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende
rächen.
Denn Rhynsolt = = Strafe sein Ver-
brechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift, und fühle meine
Pein!

Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.

Doch ists genug, das Laster zu bewei-
nen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling
muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.

Kennst du dies Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen,
Und wohnt der Trauung selber bei.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der

Der Schäfer und die Sirene. *)

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne zwar zuweilen bei dem Spiel:

H So

*) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle „hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich (in dem 123sten Stück „des hamburgischen Correspondenten vom Jahr 1756), obgleich gezwungen, gethan habe, und „liefere meinen Lesern den größten „Theil der Fabeln und Erzählungen „aus den Belustigungen, verbes„sert, und an vielen Orten geändert.
„Viel-

So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.

Welch

„Vielleicht ist diese Arbeit eine der un-
„dankbarsten, die ich jemals unternom-
„men habe; so wie sie mir eine der un-
„angenehmsten gewesen ist. Gesetzt,
„es wäre mir geglückt, diese meine er-
„sten Versuche von den meisten Fehlern
„zu reinigen: so ist doch die Abwesen-
„heit der Fehler in den Werken des
„Geschmacks mehr eine Nothwendig-
„keit, als Verdienst. Man kann ei-
„ner Poesie durch Verbesserungen klei-
„ne Schönheiten geben; das ist ge-
„wiß. Aber die Hauptschönheit, die
„in der ganzen Anlage, in der unge-
„zwungenen Einrichtung, in der Farbe
„der Schreibart selbst besteht; wie kann
„diese einem Werke ertheilt werden,
„wenn sie nicht in seiner Geburt mit
„ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie
„die Seele, mit ihrem Körper zugleich
„da ist? Dadurch, daß man dem Ge-
„sichte die Flecken entzieht, wird die
„Miene noch nicht einnehmend."

Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;

Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke;
So geh, und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?“
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben,
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu. Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“

Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb
Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die
Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thor-
heit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst
ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäfftigt sind.

Daß unser Kost vom Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht auch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,

Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen:
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach! fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider! nichts gethan,

Als meines Herrn sein Vieh getreu in
Acht genommen.
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel
kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum
glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläg-
lich an,
„Warum habt ihr denn alles dies ge-
than?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Und meine Länder zu vermehren.
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut ver-
gießen?
Ich bitt euch, laßt euch nicht verdrießen,
Ich sag es euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigal.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigal, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!

Dich hatte die Natur vortrefflich fein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

— — —

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleant schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanten zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich bemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylar angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.

Kaum trat er in den Busch, als ihn hier
eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein, je mehr er lief, je mehr verfolgt
er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu
stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Hän-
den roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm
seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„Ich habs bald so, bald so versucht:

„Ich lief, ich schlug; und doch half we-
der Schlag noch Flucht."
Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht
recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir ver-
sprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst,
dich stechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große
Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind' er-
blicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost, und denke
fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,

Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getraide
Hört' ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah,
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist.

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet
das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb
erweisen:
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst
würd ich mit euch reisen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir
mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zu-
sammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien
verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer
Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Ge-
mach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar
Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor
Vergnügen,
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt ihr mir deren angethan!
Besinnt ihr euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an euer Fenster kam?
Da ihr mir Aermsten = = = Sterbt, Madam,
Mit aller eurer Kunst, die Herzen zu
bestricken,
Mit euren zauberischen Blicken,
Mit eurem Haar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden
Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt
zur Erden.

Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind!
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,

Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur
betrachte,
Was sollt' ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der
meine rächen.
Wenns möglich ist, o! so verfluch nicht
ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die
Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann = = =

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt
getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf der Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und so süß;
„(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen,
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;

„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören,
„Drum weißt du, was ich machen will!
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

— — —

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beim Eingang bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit
Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch
Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebts?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend!
Die laut von allen Sachen schreit,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt;
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frei im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.

Sie schoß darauf mit ehrfuchtsvollem
Grimme,
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts
betrogen.

Die beiden Wanderer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn,
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,

Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen ausgestiegen,
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bei Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehn
Getreid und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer,
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft,
Ich hab es auf der Wanderschaft,

Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach', itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

— — —

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu dem gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren:
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz sich hebt, und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet,
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn:

Und täglich wuchs die Pracht der schön geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge;
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.

Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und
der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir
der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldvol-
ler Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine,
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen
Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und
Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„Wie glücklich würd' ich dann nicht seyn!

„O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu
verdienen,
„Und sprich! wodurch besieg ich einst
Serinen?“
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden.
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint
Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen
fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sey
ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth
Quaal versüßen?

Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute.
Nichts, als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auch stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wünschen wollte.

Serine, komm! Mein Herz bleib dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe
seyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe,
seyn.

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön;
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht
besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das
Gesicht,

Stieß

Stieß an den Hut, und rückte die Perücke!
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng,
zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff
erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab
ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem
Hauche an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häß-
lichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war
nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Be-
gebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer glücklichen Moral

(Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte = = =
Noch lieber? wirft der Spötter ein,
Und lachet höhnisch. Doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
…h nicht auf, gewiß zu seyn.
…er Tod entriß Dorinden
…äh den treusten, besten Mann;
…h kann keine Worte finden,

So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann.
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch, als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar ein-
gefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils
auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund, den Seligen zu
ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzu-
baun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu
werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobalds den
Stephan sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlicher kann nichts gefunden
werden;
So sah ich ihn noch längst, als er Ge-
vatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen
hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, in ganzen
Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währsmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit
gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen
Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster
sah:

Und in dem Augenblick war auch ein
Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mie-
nen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge
Mann;
„Er hat etwas bei ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs = = =
„Dies geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekom-
men,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was Wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie gien-
gen!“

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die
Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird
es seyn? Ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie
kann nichs hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde
spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde
geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu seyn be-
gehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen
wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir
machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den
Abend seyn.

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen!
„Es ist kein hartes Fischholz da,
„Soll ich das Bild heruntertragen,
„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?“
Das Bild? Nein, nein = = doch = = thus nur. Ja. = =
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen:
„Zum Fenster gieng es wohl heraus.“
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick.
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
In mein nicht ausgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,

Vornehme Herren einzunehmen.
Doch, dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt
ihr Schloß fest zu.
Mach auf, schreit er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befrein;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt
du mir versprechen;
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnte Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger! Was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht, doch ein geheimer
Trieb
Und das Verbot verschönerte die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die
Gabel wäre,
Die hab' ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die
Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weg-
gewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an.
So werd ich doch = = Schon griff es nach
der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,

Da freilich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

— — —

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:

Bewahre mich, o Gott, vor dieser Mis-
fethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nö-
thig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädig sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertref-
fen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren
wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehen.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech
heran,

Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trift,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwänken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen,
Wir nehmen sie, sobald sie laufeu,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

— — —

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren:
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!"
Schnell bracht er ihn zu Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an:
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,

Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht
mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwer-
ben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben:
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler
ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand
zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht
zu scherzen,
Der Alte fühlte neue Schmerzen,

Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen,
Ach! bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen;
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weiß wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig Ihm nur die seltnen Arten.

Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe:
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte:
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht Eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will er nunmehr die Silbermünze sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Ers mir, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich jetzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth; und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
Sobald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.

Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei
tausend Hindernissen
Beflis ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was nüzliches
gethan?
Und bist du weiser, als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine
Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufrieden-
heit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die
Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der
Welt genützt zu haben;

Drum sey vergnügt, wenn du dir dies
erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn! so sucht
ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir
selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider! schon sehr alte Klagen,
Die man uns zu lesen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit seinem Weibe

Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann;
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau;
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar!
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, seht ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt;
So legts nicht gleich mit einer Männer-
miene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt;
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch
Crispine.

— — —

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon
nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer
Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers
so haben wollte,
Das sein Gebein bei der verwesen sollte.

Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer
Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft,
geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster, und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenläuten
gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz, und sagt,
wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befoh-
len?“
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts,
als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten
Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den
Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll glei-
cher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte
beid' aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch
bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen
wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein
Sarg versehrt.
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch
heute
Zu rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth = = =

Der Sarg ward umgekehrt; allein die
Folge lehrte

Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf das Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zulezt der Küster doch verstand
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen,
Fragt einst ein Jüngling einen Greis,

Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, so viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„Ich habe leichtere gehofft."
Gut, sprach der Greis, wollt Ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meinung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum Voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unserer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bei allen

Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beifall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bei diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bei ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ursache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum Besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bei einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland jetzt liebt, ward von den Deutschen schon hoch geschätzet, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten

Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich jetzt reden und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie in Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben 1). Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt 2), sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs des Zweiten Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten, so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige

1) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscript auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften. Siebentes St. 48. S.

2) S. Scherzii Philosophiae moralis Germanorum medii aeui specimen primum.

kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossa gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können.

Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln einen Beistand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen: einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortreflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante;

er

er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts es nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bei aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als Verschiedene, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von sol-

chen Wörtern, wenn sie auch heut zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und also oft eine alte Stelle, die uns matt oder unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen. Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freiheit nehmen, und Commata und Puncte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein musz, die wolt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er gewalt hat, wann er will.
Ist Im das ein ere? das ist nit viel.

Was grosser künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.
Lossent ir mich Herr genesen!
Ich mag üch wol nuz gewesen.
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn 1 ein hun.
Der louwe liesz sin zurnen sin,
Und liesz gon das müselin.
Des wart es innerlich fro.
Ich will es uch danken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart
In ein garn, das war stark:
Er hett geben dusent Marg,
Das er daru- wer gewesen,
Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die musz, ee dann der taag
Uffging, zu dem louwen hin,
Sie sprach: Gott grust uch, herr myn,
Was clagent ir? was ist uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der musz.
Sie sprach: Herr ir koment wol usz;
ich hilff, das ir blibent by dem leben,
Wann 2) ir hant mir das myn geben,
Was soll ich uch nu me sagen?

1) ar Adler. 2) Weil.

Die musz geriet 1) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzwey, da wart das loch grosz,
Den louwen das nit verdrosz.
Vil balde er sich dannen macht,
Der muse det er acht 2).
Freundlich er ir danken began.
Sie sprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent wie der Gewalt sy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbarmde 3) sol han;
An gewalt sol tugend stan,
Der grosz den mindern sol vertragen,
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr Angenehmes bei sich. Man sieht nichts Gekünsteltes, und auch nichts Frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel Müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen au nehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor,

1) Fing an.
2) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
3) Erbarmung.

und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schicket sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie besser hätte sagen sollen. „Herr „Löwe laßt mich gehn! Was mag wohl „ein König für Ehre erjagen, wenn er „einen Knecht erschlägt? Daß er Ge„walt hat, wenn er will, ist ihm das „eine Ehre? Mag das wohl eine große „Kühnheit seyn, wenn ein Löwe eine „Maus erschlägt? Der hat mehr Ehre, „der schaden kann, und es doch nicht „thut."

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bei dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel anstellet, und welche sich vermuthlich auf die Vorstellung beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.

Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec,
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De praetio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzet ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Laufen,
Legt sich im Schatten in das Grün.

Indem er schläft, so kommt ein Haufen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon?
Sie sprach: Was solch ein grosser
König,
Der wider sie zürn, hab davon.
Sein Grimm sollt, den er nur mögt
sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerriese,
Und sich sie etwan schmecken ließ.
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt?
Allein sein Vorsaz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Maus hört ihn erbärmlich brül-
len,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,

War er ihr unlängst nun zu Willen,
Was sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn und sucht die
Knöpffe,
Daß er immittelst Luft nur schöpffe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreiung gab.
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert nicht ein rechtes Meisterstück gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehenmahl lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmahl. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Silbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und dem Fuchse seyn.

Ein Fusz hungern began;
Under einen hohen bom er da kam,
Uff den ein Rab kam geflogen
Mit eim Kese, den er einer frouwen

Genommen und gerobet do.
Des Ward der Fusz unmassen fro.
Da Jne der Fusz erst ersach,
Mit glatten Worten er da sprach:
Gott grusz dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin.
Und immer wasen uwer knecht,
Das dunket mich billig und recht.
Jr sind edel und so rich,
Kein folget mag uch sin glich
In allen Kunigrichen.
Ich wene 1) uch müse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs unn ouch des pfowen schin.
Süsse ist uwer kelen schal.
Uer styme hört man überal
In dem Walde erclingen,
Wann ir geratten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rab sprach: du sägest war.
Nu singent lieber herr myn!
Da sprach der rab das soll sin.
Er liesz sin stym usz und sang,
Das es durch den walt ernlang.
In dem sange empfile Jm do
Der Kese, des wart der Fusz vil fro.
Des lobs mus der rab mit schaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein schelten.

1) Wenen, glauben, dafür halten.

Die Schmeicheleien, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „Diener will ich seyn, und immer euer „Knecht bleiben.“ Was fehlet diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seyd edel „und liebreich. Kein Vogel mag euch „in allen Königreichen gleich seyn. Nach „meinen Gedanken muß euch der Sper„ber und der Falke weichen; die Schön„heit des Habichts und des Pfauen. „Süß ist eurer Kehlen Schall, eure Stim„me hört man überall in dem Walde er„klingen.“ Dieses ist, wie mich däucht, eine recht poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was la Fontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir sir votre ramage
Se rapporte à votre plumage
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ces bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken

konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahrn eben so artig und munter geklungen haben, als des la Fontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne, so will ich neben die Fabel von dem Raben aus Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen:

Als ein gewisser Raab den Käß vom
Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum
zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so
an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne
Feder-Weden!
Wie herrlich steht dir doch der Leibes
Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, gieng
dir im Rang voran.
Allein da sich der Narr zu seiner
Stimme schicket,
Verliehret er seinen Käß, den gleich
der Fuchs entrücket.

Und reißet ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen.
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag.
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bei ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der Schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben, die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere

mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein Weide gon.
Da liesz sie in dem Stalle ston
Ein junge Geisz, ir Tochterlin;
Zu ir sprach sie, losz nyeman in.
Du solt die ture beslossen lon;
Harusz solt du nit gon,
Bliv darin, das ist dir gůt,
So bist du vor dem Wolf behůt.
Da die Geisz beslossen wart,
Vil schier ein Wolf kam uff die fart.
Er gieng zu dem stall drugenlich 1),
Und geborte sich glich
Der alten Geisz in Valscheit.
An stýme, an wandel, und seit 2)
Der jungen Geisz loß mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bist du staut davor
Ich ton nit uff des Stalles Tor.
Min Mutter hat verboten mir,
Das ich nit uß hin kome zu dir.

1) betrüglich.
2) sagt.

Ich kenne dich wol, die stym ist falsch,
Dich hilffent weder tüsch, noch welsch.
Du komest nit herin, somer got 1)!
Ich will halten das Gebot,
Das mir gebot min Mütterlin,
Das ich nyeman sol lossen in.
Du bist ein Wolff, das sehe ich wol,
Wann du bist aller Schalkheit vol.
Ach Herrgott, wie viel der ist
Uff erden, die denselben list
Erzöigent mit susses honiges wort,
Und ist schande, schade und mort
In ir hertze all begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennt, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da sollen teutsche Leute mir danken,

1) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheurung, die so viel heißt, als: Bei Gott! So wahr mir Gott helfe!

Daß ich viel fremder Lere in hatt
In Teutscher Zunge kundt gethan,
Die manch jar vor und dann noch heuer
In Teutscher Sprache waren deuwer.

In diesem Buche sind verschiedene, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten, und wer weiß, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts verbessert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein gelegt hatte, wie er saget:

Und wiset, daß ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar,

Geleit, daß mir die Teutschen Reimen
= = = = = = =
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in fremde Land
Und wöllte eine Sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entscheidung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bei seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre; so verdiente er doch wegen der edlen Freiheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beispiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten

der

der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemahl finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freiheit herrscht, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freilich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen izt nicht als einen erhabenen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Eine Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann.
Das wasser dem rädelein entrann,
Und nicht hatte seinen follen schwang,
Mit jammer es umgieng und sangk,
Als ihm des wassers not gebot:
Hilf Herre Gott, Hielf Herre Gott.

Nun war dabey ein dorff sehr groß,
Bey dem ein krefftig wasser floß,
Das trieb zwey råder fölligliche,
Sie schnapten mit eynander glieche:
Hilf oder laß, Hilf oder laß,
Die Erde sey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht,
Und wird so mancher Sack herbracht.

Diese müsen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich und arme leute.
Unsern Herren rufent die armen an ꝛc.

In dem sechszehnten Jahrhundert hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in deutsche Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8vo im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner, in der der deutschen Poeterei der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freilich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pövels gerathen, und end-

lich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem sechszehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen kritischen Schriften, in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachsen in eine Reihe sezen wollte. Er weiß die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferdt gebunden stund,
Und het ein schönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beschlagen,
Auf seinen Rücken thet er tragen

Ein blanken Sattel schön gezierd,
Ein Roßdecken mit Golt durchschniert,
Es riß den Zügel bald entzwey,
Und lief hinweg mit großem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum
Sah zorniglich und sprach, gieb raum,
Wer hat dich solche mores gelert,
Daß du nicht weichst eim solchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder wiß dich schlagen,
Daß dich jr sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren,
Gab raum und durft auch nit einst murren.
Daß Pferdt lieff was es leibes mocht,
Zuletst sichs on gefehr verrücht,
Der ward sein Herr von stund gewar,
Nam im die schöne Rüstung gar,
Verkaufts dem Fuhrmann in dem Karren,
Der wolt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel, lieff bald zu
Sprach, grüß dich Freundt, wie stehes nu?
Wo ist das gülden und seiden zier,
Der sehe ich jezund keines an dir?
So, lieber Freundt, so gehts auf Erden,
So muß hoffart gestrafet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib,
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Daß er sich legen must zu bett
Die Krankheit in fast engsten thet
Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so machtig sehr,
Daß sie auch kaum kunt reden mehr.
Da sprach jr vatter, Tochter mein,
Bitt, wöllest nit so traurig seyn,
Würd dir jezt schon der Mann absterben
Ich wollt dir umb ein andern werben
Ich weiß auch, daß derselb für allen
Dir baß denn dieser sollt gefallen.
Und dich wol bald also gewehnen,
Daß dich nicht darfst nach diesem sehnen.
Darob erzörnt die junge Frauw,
Und sprach zum Vatter auf mein trauw,
Ihr seht; ich bin betrübtes Herzen
Dennoch vermehrt jr mir den Schmerzen,

Daß jr mir sagt vom andern Mann,
Das wort ich zwar nicht hören kann
Das aus meines kranken mannes lieb
Ich mich gar hertzlich sehr betrüb.
Bald thet derselbig Mann verscheiden
Darob der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende That lehrt.
Mit Weinen sie den Mann beklagt
Daneben auch jren Vatter fragt,
Und sprach, ich bitt, mir sagen wöllen,
Wie ists umb den jungen Gesellen,
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt;
Ihr seht, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erquickt
Hie mag man sehen wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen
Doch wissend viel davon zu waschen,
Ist gleich als wenn einer kaufft ein Taschen,
Und braucht sie lang biß sie wird alt
Und im ohn all gefahr entfalt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reinicke Fuchs des

Herrn von Alkmars, Georg Rollenhagens Froschmäusler, und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drei nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenskriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzt, wie die deutsche Vorrede sagt:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahren
Anfangs von einem beschrieben worn
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darinn er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Verß bey uns mag seyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schawere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieses Heldengedichts kennen

lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte; so beschließt er seine lange Anrede also:

= = Ich schwer bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn lenger Ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drei mal hundert tausend man
Alhier bringen auf diesen Plan,
Der allerbesten Bremen mein,
So sie in meinem Lande seyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd,
Einen so wohl gerüsten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drei andre alte Fabelbücher, die losen Füchse dieser Welt, den Eselkönig, und den Gänsekönig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestal-

ten und Trachten mit einer Beischrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meinung nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reinicke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in Octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie Einige geglaubet, dieses Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, siehet man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechszehn Stücke übersetzet, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nuzzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan

Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in Octav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will Eine davon hier einrücken. „Ein „alter Hirtenhund, der seines Herrn „vihe trewlich bewachte, gehet zu Abend „ein. Den belfern die Polsterhündlein „auf der Gassen ahn. Er trabt für sich, „und sicht sich nicht umb. Wie er fürn „Kuttelhof kompt, fragt ihn ein fleisch„ershund, wie er dis gepelfer leiden „könne, und warum er nicht einen beim „kamm neme. Nein, saget der Hirten„hund, es zwacket und beißet mich kei„ner, ich muß meine Zeen zum Wölfen „haben.“

„Ach wer bisweilen verhören könnte, „und verantwortet nicht alles, und lies „St. Petrus und Rolands schwert „in der Scheiden stecken, der blieb lang „ungebissen und vertrug viel sachen.“

Eben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel eine Fabel von Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang,

und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so großem Manne kömmt, gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was das sey, sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wohl eine Schlang in meinem Busen aufziehen. Die Schlang hält an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Jift, gab, und große Verheißung bethoren auch die Weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweizüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Gal-

gen bitt, der bringt jn gemeiniglich wider daran. Wie der Bawr in engsten steht, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwei setzen, die uns begegnen, was die in dieser s[illegible]n sprechen, das soll uns beiden wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, eem legen sie die sache für, der Scheidmann spricht: Ich habe meinem Kerner fünfzig jar gedienet, morgen will er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Fuchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinen Weidmann befohlen, er soll mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Fuchslein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheißt jm all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Warm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlang, sie wölle jm die Hölle zeigen, und was jr gefar und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum Loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und

Ehe sich die Schlang umwendet, welzet der Bawr aufs Fuchsen abred, wider ein große Wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er solle jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will sein Wort nachkommen, lest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewahr wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, und als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das Loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die gröste wohlthat, so bestettigt ichs heut, armer schalk, dis welt recht mit meinem Leben und Balg.

Freilich geth es auf Erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels dank zu lohn. Doch muß es endtlich alles bezahlt werden, darum umb der welt lohn und dankes willen nichts angefangen, umb jres undankes und untrew willen nichts unterlassen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von Andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat außer seinen Frauenzimmer-Gespräch-Spielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher „Ausbildung der wahren Gottselig„keit, wie auch aller löblichen Sitten „und Tugenden verfertiget," bestehen in hundert und fünfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und

nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zuviel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreihundert Erfindungen auch nicht etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in den Krieg, erhaben, etliche Häuser und Städtlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblassen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzenei wider diesen gifftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Arzenei gefunden,

welche von dem Manna des Gebeths, und von dem Eberwurz unverdrossener Arbeit gemacht worden. So viel ihrer diese Arzenei mit vielem fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruf geantwortet:

ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Arzenei nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkrankt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welcher sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf einen Tag

vier sehr abscheuliche Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zweien Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennete sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen, sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertraulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft pflogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heurathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel: Nützliche

Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzt hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freilich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolgt zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglücket, als jenem. Seine hundert Fabeln zeugen von einer fruchtbaren Einbildungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebt hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel: Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voll äsopischen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, stiften bei der Jugend und bei tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinni-

ßen Miene seicht, und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen ist: so will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heissen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser erhaschte den schon Ertrinkenden bei den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs Trokkene. Anstatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauft hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undank und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reißen.

Speculum Mansuetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnte sie, daß sie inskünftige nicht mehr die unschuldigen vorübergehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorfe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine vordern Zähne alle mit einem Steine ausgeworfen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet, den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen dutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt

gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch=philologisch=kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß Einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen; so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bei der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerei zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben hundert neuer

Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bei uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinigen sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann? das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen laßen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen, Leipzig, im Märzmonate, 1746.

Ueber den Charakter der äsopischen Fabel und der poetischen Erzählung

von

Johann Georg Sulzer.

1. Die äsopische Fabel.

Die äsopische Fabel ist die Erzählung einer geschehenen Sache, in so fern sie ein sittliches Bild ist. Nach Voraussetzung dessen, was von der Natur des Bildes überhaupt

anzumerken ist *), wird sich diese Erklärung ohne viel Umstände entwikeln lassen. 1) Die Fabel ist nicht blos ein besonderer Fall dessen, was man allgemein ausdrüken will, wie das Beyspiel ist. 2) Sie ist ein sittliches Bild, das ist, die Vorstellung, die durch sie anschauend soll erkannt werden, betrifft allemal etwas aus dem sittlichen Leben der Menschen; sie ist ein allgemeiner moralischer Saz, oder auch nur ein Begriff von einem moralischen Wesen, von einem Charakter, von einer Handlung, von einer Sinnesart. Ueberhaupt also ist die abgebildete Sache ein moralischer Saz, oder nur ein moralischer Begriff. Dieses ist von der Bedeutung der Fabel zu merken. 3) Das Bild ist eine Erzählung, und dadurch unterscheidet sich die Fabel von andern Bildern. Das, was der sinlichen Vorstellung vorgelegt wird, ist eine Sache, die als würklich geschehen erzählet wird; nicht eine blos mögliche Sache, die geschehen könnte, wie viele Beyspiele; nicht eine vorhandene Sache, die beschrieben wird, wie viele Gleichnisse.

Wir wollen uns mit diesen drey Kennzeichen der Fabel begnügen; da es ohnedem ein vergebliches Bemühen ist, wenn

*) S. Art. Bild. in des Verf. Theorie d. Schönen Künste.

man durch allzu enge Bestimmung der Begriffe von Werken der Kunst, dem Genie Schranken zu setzen sucht.

Daß die Fabel nicht nothwendig einen allgemeinen Satz, oder eine Lehre enthalten müsse, sondern, ohne ihre Natur zu verändern, auch blos die genaue Bestimmung eines Begriffs, oder die Beschaffenheit einer Handlung ausdrüke, erhellet hinlänglich aus dem einzigen Beyspiel der Fabel, die der Prophet Nathan dem David erzählt, welche blos dienen sollte, diesem König einen sehr einleuchtenden Begriff von der schändlichen Handlung, die er gegen den Urias begangen hatte, zu geben. Die äsopische Fabel von den Fröschen und den Stieren diente blos, um die Situation, in welchen sich geringere Bürger befinden, wenn die Mächtigen sich vermehren, recht lebhaft abzuschildern.

Die Absicht der Fabel ist eben die, die man bey allen Bildern hat: wichtige Begriffe und Vorstellungen dem anschauenden Erkenntniß sehr lebhaft und mit grosser ästhetischer Kraft vorzubilden. Sie ist ein Werk des Genies, das wegen der Aehnlichkeit zwischen sinnlichen Gegenständen und abgezogenen Vorstellungen Vergnügen macht, das diesen Vorstellun-

gen eine Kraft giebt, und das um so viel schätzbarer ist, je wichtiger die Vorstellung ist, die dadurch dem Geist nicht blos zum Anschauen vorgehalten, sondern gleichsam unauslöschlich eingeprägt wird.

Man weiß, daß Begriffe und Grundsätze bey den Menschen nicht praktisch werden, als bis sie dieselben nicht blos erkennen, sondern fühlen. Man fühlt aber die Wahrheit, wenn sie als eine unmittelbare Würkung sinnlicher Eindrüke, nicht als außer uns erkannt wird, sondern dem Gemüthe gegenwärtig ist. So ließ man in Sparta die Jugend fühlen, daß die Trunkenheit den Menschen erniedriget, indem man ihr betrunkene Sclaven vor das Gesicht brachte. Auf eine ähnliche Weise läßt die Fabel die Wahrheit empfinden.

Aber die Fabel erwekt das Gefühl der Wahrheit weit lebhafter, als das Beyspiel. Die Aehnlichkeit zwischen dem Bild und dem Gegenbild ist bey ihr entfernter, reizt also die Aufmerksamkeit stärker, und begleitet den Eindruk mit Vergnügen.

Die äsopische Fabel ist demnach ein Werk, wodurch der Zwek der Kunst auf ‹s unmittelbarste und kräftigste Weise

erreicht wird. Sie ist keineswegeß, wie sie bisweilen vorgestellt wird, eine Erfindung Kindern die Wahrheit einzuprägen, sondern eine auch dem stärksten männlichen Geist angemessene Nahrung. Aesopus war ein Mann, und suchte Männer durch seine Fabeln zu belehren. Sie beschäftiget sich nicht blos mit gemeinen Wahrheiten, sondern auch mit solchen, die nur durch vorzügliche Stärke des Verstandes entdekt werden.

Sie scheinet in allen Absichten das vornehmste Mittel, sowohl schon bekannte und leichte, als neue und schwere praktische Wahrheiten der Vorstellungskraft einzuverleiben. Denn außer den Vortheilen, die sie mit allen Bildern gemein hat, besitzt sie noch eigene. Durch das Seltsame, Neue und oft Wunderbare, wird die Aufmerksamkeit und Neugierde gereizt. Durch den fremden und ausser unsern Angelegenheiten liegenden Gesichtspunkt, woraus wir die Handlung sehen, wird dem Gemüthe der Beyfall abgezwungen; dem Vorurtheil und dem Selbstbetrug wird der Weg versperret. Wir sehen handelnde Wesen von einer Art, daß wir weder für sie, noch gegen sie eingenommen sind; wir empfinden blos Neugierde zu sehen, wie sie handeln, und fällen von dem, was wir sehen, ein der

Wahrheit gemäßes Urtheil, noch ehe wir die Beziehung der Sachen auf uns selbst wahrnehmen. Wir sehen ein Bild, gegen welches wir vollkommen unpartheyisch sind, fällen ein unwiderrufliches Urtheil davon, und merken erst hernach, daß wir selbst der Gegenstand unsers Urtheils sind.

Man erzählet von einem Mann, der aus einem ungegründeten Widerwillen gegen seine Gemahlin, sie häßlich und unausstehlich gefunden, daß er plötzlich von dieser Gemüthskrankheit geheilet worden, nachdem er sie in einer Gesellschaft gefunden, wo er sie eine Zeitlang nicht gekannt und sie ohne Vorurtheil, als eine ihm fremde Person beurtheilet hat. Unter dieser fremden Gestalt fand er sie schön und liebenswürdig, und dieses Urtheil konnte er nicht einmal widerrufen, nachdem er entdekt hatte, daß es seine eigene Frau war. Diese Würkung kann die Fabel ihres allegorischen Wesens halber auf uns haben.

Sie gehört zu den lehrenden Gedichten, und nimmt unter ihnen einen desto höhern Rang ein, je wichtiger die Wahrheit ist, die sie dem Gemüth einpräget. Fabeln von moralischem und politischem Inhalt, die unter einem Volke so allgemein bekannt wären, als die gemeinen

Sprüchwörter sind, könnten das Nachdenken und Reden über sittliche und politische Gegenstände sehr erleichtern und abkürzen. Die bloße Erinnerung an eine Fabel kann die Stelle einer langen Rede vertreten. So wie glükliche metaphorische Ausdrüke weitläuftige Beschreibungen ersparen, so kann oft ein Wort, das uns eine Fabel in den Sinn bringt, die Stelle einer weitläuftigen Belehrung vertreten. Wenn man überhaupt bedenkt, wie sehr viel die Vernunft durch die Cultur der Sprachen gewinnt *), so wird

*) Wem diese Anmerkungen, woraus die große Wichtigkeit der Fabel einleuchtend soll erkannt werden, noch nicht überzeugend genug sind, den verweisen wir auf zwey Abhandlungen, die in den Schriften der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin befindlich sind, wo das, was hier blos angezeigt wird, ausführlicher erklärt worden. Man sehe in den Memoires de l'Academie für das Jahr 1758. in der Abhandlung, Analyse de la raison betitelt, die 440 Seite; und in den Memoires für das Jahr 1767 die Abhandlung sur l'Influence reciproque du langage sur la raison et de la raison sur le langage.

man auch einleuchtend erkennen, daß diese Dichtart derselben noch weit größere Vortheile verschaffen könne; denn eine Fabel, die an sich die Stelle einer weitläuftigen Abhandlung vertreten kann, wird durch ein einziges Wort in der Vorstellungskraft lebhaft erneuert.

Aus dem, was von dem Wesen und der Absicht der Fabel gesagt worden, läßt sich auch bestimmen, wie sie beschaffen seyn müsse, um vollkommen zu seyn. Dieses verdienet etwas umständlich angezeiget zu werden.

In Ansehung der Erfindung ist die Fabel vollkommen, wenn sie zwey Eigenschaften hat. 1) Wenn die Vorstellung, die sie erwekt, der Geist der Fabel, der insgemein die Moral derselben genennt wird, völlig bestimmt, sehr klar, und denen, für welche die Fabel erfunden worden, wichtig ist. Was ganz bestimmte und klare Begriffe oder Sätze seyen, darf hier nicht erklärt werden; ihre Wichtigkeit aber ist aus dem Einfluß zu beurtheilen, den sie auf die Handlungen der Menschen haben können. Es giebt Fabeln, deren Moral blos belustigend ist, indem sie gewisse Charaktere oder Handlungen, die lächerlich sind, in einem recht comischen Lichte zeigen; andre enthalten Wahr-

heiten, die blos auf das Wohlanständige und Schikliche in der Lebensart abzielen; einige sind nur in Beziehung auf das Privatinteresse der Menschen wichtig; andre sind wichtige politische Maximen; einige haben Einfluß auf die äußere Wohlfahrt der Menschen; andre zielen auf innere Vollkommenheit und eine Erhöhung des Geistes und des Herzens ab. Also kann die Fabel in Ansehung ihres Werths auf jeder Stufe der Werke des Geschmaks stehen; von dem untersten Grad der blos belustigenden bis auf den höchsten Staffel der, dem ganzen menschlichen Geschlecht wichtigen Werke. Die Vollkommenheit der Erfindung muß aus der Gattung, wozu sie gehört, und aus der Absicht des Dichters beurtheilt werden. Ein Fabeldichter hat bisweilen keine höheren Absichten, als der witzige Epigrammatist: da ein andrer sich auf den höchsten Rang des epischen oder lyrischen Dichters zu erheben sucht. Die Erfindung oder Festsetzung der Moral der Fabel erfodert bisweilen blos einen witzigen Kopf, andremale einen gemeinen, aber richtig urtheilenden Moralisten: sie kann aber auch einen sehr tief und groß denkenden Philosophen oder Staatsmann erfodern.

2) Zu einer vollkommenen Erfindung der Fabel gehört hiernächst die völlige

Aehnlichkeit zwischen dem Bild und dem Gegenbild, das ist, die Handlung, welche erzählt wird, muß die darinn liegende Moral auf das vollkommenste und bestimmteste zu erkennen geben. Von der völligen Aehnlichkeit des Bildes und Gegenbildes ist anderswo hinlänglich gesprochen worden; und aus dem, was dort hierüber gesagt worden ist, läßt sich auch erkennen, daß die Erfindung der Fabel das Werk eines glücklichen Genies sey; daher man sich nicht wundern darf, daß vollkommene Fabeln etwas selten vorkommen. Bisweilen aber ist es auch, bey der vollkommensten Aehnlichkeit zwischen dem Bild und Gegenbild, dennoch nöthig, daß die Moral wenigstens durch einen Wink angezeiget werde, weil es sonst nicht wohl möglich ist, sie bestimmt genug zu errathen; zumal wenn das Gegenbild selbst nur ein besonderer Fall ist, aus welchem denn erst durch einen zweyten Schritt das Allgemeine muß heraus gezogen werden. So bekömmt die Fabel des Aesopus von den Fröschen und den Stieren dadurch ihre genaueste Bestimmung, daß uns gesagt wird, der philosophische Dichter habe sie bey Gelegenheit der Verheyrathung eines reichen, aber bösen und gewaltthätigen, Mannes erzählt; da hingegen die Fabel von den

Fröschen,

Fröschen, die einen König begehren, dergleichen Wink nicht nöthig hat.

Es dienet auch noch zur Vollkommenheit der Erfindung, daß das Bild von gemeinen völlig bekannten Sachen hergenommen sey, weil es alsdenn mit desto grösserer Klarheit in die Augen fällt, und auch desto leichter im Gedächtniß bleibet. Wenn unbekannte Thiere zur Handlung genommen werden, oder wenn die Handlung selbst ein wenig bekanntes Interesse hat, so macht die ganze Sache weniger Eindruck, und kann nicht so leicht ins Gedächtniß zurükgebracht werden. Am besten ist es, wenn der Stoff zum Bilde von Gegenständen hergenommen wird, die wir täglich vor Augen haben.

Man kann nicht verlangen, daß auch die kleinsten Umstände in der Erzählung bedeutend seyen; aber je mehr sie es sind, je vollkommener ist die Fabel. Dieses aber ist nothwendig, daß die handelnden Wesen einen bestimmten, und uns schon bekannten Charakter haben, wie der Fuchs, der durch seine List, die Gans, die durch ihre Dummheit bekannt sind; denn dadurch bekömmt die Erzählung Wahrheit, und kann auch viel kürzer werden, weil wir zu dem, was der Dichter erzählt,

noch verschiedenes, das zur Handlung gehört und bedeutend ist, hinzudenken können.

Es ist in dem Artikel über die Aehnlichkeit angemerkt worden, daß sie um so viel mehr Vergnügen mache, je entfernter das Bild und Gegenbild von einander sind; daraus läßt sich abnehmen, daß die Fabeln, darinn die handelnden Wesen Menschen sind, weniger Reiz haben, als die thierischen. Daß man aber selten leblose Dinge, die noch entfernter sind, statt der Thiere zur Handlung brauchen kann, kömmt daher, weil in diesem Falle die Aehnlichkeit selten genau genug ist. Dieses sey von der Erfindung der Fabel gesagt.

Der Vortrag und Ausdruk derselben kann auch sehr viel zu ihrer Vollkommenheit beytragen. Hiebey ist nichts so wichtig, als Einfalt, Kürze und Naivität. Der Ton der Erzählung muß seine Stimmung von dem Charakter der Moral bekommen. Diese kann einen ganz ernsthaften, oder ganz lustigen, einen gemeinen und so zu sagen häuslichen und alltäglichen, oder einen hohen und feyerlichen Charakter haben; also muß in jedem Fall der Ton der Erzählung denselben annehmen. Manche Fabel wird da-

durch gut, daß sie in einem kalten Ton erzählt wird; andern steht der lustige, etwas schnakische, andern so gar der erhabene, enthusiastische Ton am besten. Aber überall muß man die höchste Klarheit und Einfalt zu erreichen suchen, damit der Leser ohne Mühe und ohne Zerstreuung der Aufmerksamkeit während der Erzählung nichts, als das Bild vor Augen habe, und daß ihm der erzählende Dichter dabey nie vors Gesicht komme. Wenn man alle Schwierigkeiten, die sich bey dem Vortrag der Fabel ereignen, bedenkt, so kann man mit Wahrheit davon sagen: parvum opus, at non tenuis gloria. Es scheinet eine Kleinigkeit zu seyn, eine so kleine Handlung zu erzählen; aber der größte Verstand und der feineste, sicherste Geschmak können dabey nicht vermißt werden, wenn der Vortrag vollkommen seyn soll.

Die alten Kunstrichter haben viel von den Gattungen der Fabeln geschrieben, das uns hier nicht wichtig genug scheinet; man kann hierüber Lessings zweyte Abhandlung hinter seinen Fabeln nachlesen. Es ist kaum eine Dichtungsart, darin mehr Mannigfaltigkeit, sowohl in Ansehung des wesentlichen Theiles, als der Form, anzutreffen wäre.

Die Fabel ist eine der ältesten, oder ersten Früchte des rednerischen Genies. Die Allegorie, aus der sie vermuthlich entstanden ist, war ein aus Noth erfundener Kunstgriff, sich verständlich auszudrüken, da die Sprachen noch nicht reich genug waren, die Gedanken durch willkührliche Zeichen an den Tag zu legen. Man sehe, was Warburton hierüber angemerkt hat. Die klügsten Köpfe eines noch etwas rohen Volkes, die über sittliche und politische Angelegenheiten schärfer als andre nachdenken, fallen natürlicher Weise, wenn sie ihre Bemerkungen mittheilen wollen, auf die Fabel. Wo man etwa unter Menschen vom niedrigsten Rang, die selten allgemeine Sätze ohne Bilder ausdrüken können, einen vorzüglich verständigen Mann antrifft, da wird man allemal finden, daß er Beyspiele, Allegorie und halbreife Fabeln braucht, wenn er etwas allgemeines, das seine Beobachtung ihm angegeben, auszudrüken hat.

Also ist die Fabel nicht die Erfindung irgend eines besondern Volks oder eines besondern Weltalters. Man hat, um ihren Ursprung aufzusuchen, nicht nöthig, wie bisweilen geschieht, nach Indien oder nach Persien zu gehen; sie ist in al-

len Ländern einheimisch, obgleich die Gabe, vollkommene Fabeln zu machen, eine seltene Gabe ist, und einen seltenen, scharfen Verstand erfodert. Der vollkommenste Fabeldichter, den man kennt, ist ohne Zweifel der phrygische Philosopf Aesopus, von dem wir in einem besondern Artikel der Theorie der schönen Künste gesprochen haben. Die so erfindungsreichen Griechen haben sich meistentheils begnügt, die Fabeln dieses Mannes in gebundener und ungebundener Rede zu erzählen, und haben sich selten getraut neue zu erfinden. So haben es auch die Römer gemacht, deren vornehmster Fabeldichter, Phädrus, wenig eigene Fabeln erfunden hat.

Die spätern Völker scheinen mehr Muth gehabt zu haben, sich in diese Laufbahn zu wagen. Die Menge der deutschen, Fabeln, die in dem Zeitraum, da die alten schwäbischen Dichter geblüht haben, gedichtet worden, geben einen Beweis davon. In unsern Zeiten haben mehrere deutsche Dichter sich vorzüglich in dieser Art hervorgethan. Unter diesen verdient Hagedorn, nicht blos darum, weil er in dem schönsten Zeitalter der deutschen Dichtkunst, der Zeit nach der erste gewesen, die oberste Stelle; aber Gellert hat den Ruhm der deutschen Fabel auch in fremde Länder ausgebrei-

tet. Ein scharfsinniger Kopf hat eine neue und in gewissen Absichten sehr glüklich ausgedachte Gattung der Fabel erfunden. Er hat das Verhältniß des Bildes und Gegenbildes ganz umgekehrt; er setzt die Thiere an die Stelle der Menschen, und diese vertreten bey ihm die Stelle der Thiere, von deren Handlungen der Stoff zur Fabel genommen wird. Ein Beyspiel davon findet man in den critischen Briefen, die 1746 in Zürich herausgekommen sind, auf der 185 Seite. Ueberhaupt wird man auch in dem neunten, zehnten und eilften Brief dieser Sammlung verschiedene sehr gründliche Anmerkungen über die äsopische Fabel antreffen. Die bekannten Werke unsrer Kunstrichter, darinn von der Natur und Beschaffenheit der Fabel ausführlich gehandelt wird, hier anzuzeigen würde überflüßig seyn.

II. Die poetische Erzählung.

Die poetische Erzählung ist eine besondre Art des Gedichts, womit die Neuern die Dichtkunst bereichert haben; denn es scheinet nicht, daß den Alten diese Dichtungsart bekannt gewesen sey *). Die Erzählung kommt darinn mit der äsopischen Fabel überein, daß sie eine kurze Handlung in einem gemäßigten Ton, der weit unter dem eigentlichen epischen zurükbleibet, erzählt; sie geht aber von ihr darinn ab, daß sie nicht bedeutend ist, wie die Fabel. Der Dichter hat seinen Entzwek bey der Erzählung erreicht, wenn der Leser blos die erzählte Handlung in dem Lichte, darinn er sie hat vorstellen wollen, gefaßt hat, da der Fabeldichter eine Lehre zur Absicht hat. Es läßt sich zwar, wie einer unsrer be-

* Herr v. Blankenburg in den Anmerkungen zu diesem Aufsatze, widerspricht Herrn Sulzer, und sagt, daß denn doch die Erzählung im weitesten Sinne des Worts den Alten nicht so unbekannt gewesen sey: indem die Verwandlungen des Ovidius und die Mährchen der Araber sich wohl schwerlich unter eine andre Rubrike als die der Erzählung classificiren ließen.

sten Kunstrichter anmerkt *), auch aus ihr, wie aus jeder Handlung, irgendwo eine Sittenlehre absondern. Dennoch ist sie nicht etwan ein in eine sinnliche Geschichte verkleideter Lehrsatz; und das Allegorische ist ihr auf keine Weise nothwendig. Sie ist, sagt er ferner, die heroische oder comische Epopee im kleinen; die erste Anlage dazu, nur die wesentlichsten Bestandtheile derselben in ihrer einfachesten Form. Man kann hinzusetzen, daß sie in dem Vortrag den gemässigten Ton, der keine Begeisterung kennt, annimt. Denn es giebt auch dergleichen kleine Epopeen, die in dem hohen lyrischen Ton vorgetragen worden, und deswegen nicht zu dieser Gattung gehören, wie die Romanzen.

Diese Dichtungsart ist in Ansehung des Inhalts einer großen Mannigfaltigkeit fähig; sie kann Handlungen und Thaten Leidenschaften, herrschende nnd vorübergehende Empfindungen, ganze Charaktere, Begebenheiten, Glüks- und Gemüths-Umstände schildern; und in Ansehung des Tones kann sie pathetisch, sittlich oder scherzhaft seyn. Soll sie aber mehr

* Schlegel in der Abhandlung über die Eintheilung der Poesie.

als zum Zeitvertreib dienen, und mehr als vorübergehende Aufwallungen verschiedener, angenehm durcheinander laufender, Empfindungen erweken, so trift man den Stoff dazu eben nicht auf allen Straßen an. Wenn der erzählende Dichter lehrreich seyn will, wenn seine Absicht ist, nur solche Geschichten oder Thaten zu erzählen, die in dem Verstand der Leser wol bestimmte und auf immer würksame Grundbegriffe und Grundsätze zurüklaßen; so muß er sich weit und mit scharfen Bliken in dem sittlichen Leben der Menschen umsehen. Auch der fleissigste Beobachter der Menschen ist nur selten so glücklich, auf solche classische Männer seiner eignen, oder der vergangenen Zeiten zu stoßen, deren Denkungsart und Handlungen, als c a n o n i s c h e L e h r e n für alle Menschen, anzusehen sind. Vernunft und Thorheit, Tugend und Laster zeigen sich zwar überall, aber höchst selten in dem hellen Lichte und in der Gestalt, worinn sie zur Lehre oder Warnung sich dem Gemüth unvergeßlich und immer würksam einprägen. So müssen aber die Beyspiele seyn, die zu einer vollkommenen Erzählung den Stoff ausmachen. Es wird nämlich hier vorausgesetzt, daß die Erzählung in allen Absichten vollkommen

sey, bey welcher jeder Leser von gesunder Einsicht mit völliger Empfindung sagt: so muß ich denken — so muß ich handeln — so muß ich niemal handeln, wenn ich noch etwas auf mich selbst halten soll; und die Erzählung muß unvergeßlich als ein Muster dem Geist eingeprägt werden.

Dergleichen Erzählungen wären denn allerdings sehr schätzbare Werke, und man könnte den Neuern über die Erfindung dieser Dichtart Glük wünschen.

Wenn der Inhalt glüklich gefunden oder gewählt ist, so ist noch die Schwierigkeit des guten Vortrags zu übersteigen, die nicht gering ist. Das Erzählen ist überhaupt eine sehr schwere Sache; aber in Versen zu erzählen, zumal wenn der Inhalt einfach ist und wenig Leidenschaftliches hat, ist höchst schwer. Man kann gar zu leicht in das Gedehnte, Langweilige oder Mühsame fallen. Einfalt, Kürze und besonders Naivität sind die Haupteigenschaften dieser Gattung. Man findet daher nur selten Dichter, die sich darinn hervorgethan haben. Unter uns haben bey der beträchtlichen Anzahl guter Dichter, nur Hagedorn, Gellert und Wieland sich hierinn einen Namen erworben. Aber Wielands mora-

lische Erzählungen machen eine besondere Gattung aus: sie sind meistentheils von zärtlichem und leidenschaftlichem Inhalt, der das Erzählen weniger schwer macht.

Die Araber scheinen einen vorzüglichen Geschmak an dieser Dichtart zu haben, und unter ihren Erzählungen findet man in der That solche, die zu Mustern dienen können. Vielleicht haben die Neuern diesen Zweig der Dichtkunst aus dem Orient nach Europa verpflanzt. Aber die Erzählungen von abentheuerlichen Liebeshändeln, darnach die französichen Dichter ihre Contes gebildet haben, scheinen aus Italien herzukommen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt
des zweiten Bändchens.

Fortsezung des zweiten Buchs.

	Seite
Epictet.	7
Elpin.	9
Das Hospital.	10
Der betrübte Wittwer.	15
Der Tartarfürst.	18
Der junge Prinz.	20
Das neue Ehepaar.	21
Der Jüngling.	29
Erast.	33
Das Pferd und der Esel.	35
Cotill.	36
Der beherzte Entschluß.	38
Der junge Gelehrte.	40
Das junge Mädchen.	41
Die beiden Knaben.	44
Die Bauern und der Amtmann.	46
Der Freier.	49
Emil.	51
Der Knabe.	52
Der Lügner.	53
Die Frau und der Geist.	54

	Seite
Philinde.	57
Alcest.	58
Der wunderbare Traum.	62
Der Polyhistor.	65
Die Nachtigall und der Kukuk.	68

Drittes Buch.

Der Informator.	73
Elmire und Selinde.	77
Hans Nord.	80
Der alte Dichter und der junge Criticus.	84
Alcest.	85
Der gehoffte Ruhm.	88
Der Freundschaftsdienst.	91
Der großmüthige Räuber.	92
Dorant.	94
Der Arme und das Glück.	96
Der Schwätzer.	97
Der ungerathne Sohn.	98
Die beiden Schwarzen.	100
Der fromme General.	104
Rhynsolt und Lucia.	106
Der Schäfer und die Sirene.	113
Die Bienen.	117
Der Held und der Reitknecht.	119
Die Lerche und die Nachtigal.	121
Der Knabe und die Mücken.	122
Die Wachtel und der Hänfling.	124
Der Hochzeittag.	126

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite

Die Elster und der Sperling. 130
Der Geheimnißvolle. 133
Die Lerche. 134
Die beiden Wanderer. 135
Das Glück und die Liebe. 139
Der Affe. 144
Die Wittwe. 146
Der junge Krebs und die Seemuschel. 153
Das Kind mit der Scheere. 154
Die Affen und die Bären. 157
Der Leichtsinn. 160
Der reiche Geizhals. 161
Das Testament. 164
Crispin und Crispine. 166
Der Jüngling und der Greis. 171
Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln. 173
Von zweyen Mülen. 193
Von einer Frauwen, die ihren sterbenden Mann beweinet. 197
Der Welt Dank. 203
Die Armuth. 207
Tugend und Laster. 208
Speculum Mansuetudinis. 212
Ueber den Charakter der äsopischen Fabel und der poetischen Erzählung.
1. Die äsopische Fabel. 215
2. Die poetische Erzählung. 231

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Fabeln und Erzählungen

Bd.: 2 : Nebst Nachricht und Exempeln von alten deutschen Fabeln und zwoen kleinen ästhetischen Abhandlun

Köln 1801

P.o.germ. 1201 d-14/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117625-2